

Intensiv wurde in den letzten Wochen darüber diskutiert, wie mit kolonialen Objekten umgegangen werden soll. Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vor allem aus der Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Kunstgeschichte verfolgen die Debatte mit Spannung, aber auch mit einer gewissen Skepsis.

Zweifellos muss es darum gehen, zurückgeforderte Objekte zurückzugeben. Und zwar weil sie in sehr vielen Fällen aus kolonialen Gewaltverhältnissen stammen und nach heutigem Rechtsverständnis dorthin gehören, wo sie ursprünglich genutzt wurden. Genau das bekräftigt der Abschlussbericht von Felwine Sarr und Bénédicte Savoy zu der Frage, wie mit den kolonialen Objekten in Frankreichs Museen umgegangen werden soll. Die lange Zeit aus fast allen großen Häusern des Westens zu hörende Auffassung, aus der Tatsache, dass die Objekte über Jahrzehnte hinweg verwahrt worden sind, sei ein quasi natürliches Recht erwachsen, diese zu behalten, wird heute nur noch von wenigen vertreten. Auch wird die daraus vermeintlich automatisch abzuleitende besondere Verantwortung des Westens für koloniale Objekte mittlerweile als das verstanden, was sie ist: eine koloniale Anmaßung, die Verantwortung für eine gewalthafte Geschichte mit dem Besitz von Dingen verwechselt.

Kurzum, der Konsens, dass Rückgabe der einzig angemessene Weg ist, um einen Umgang mit der eigenen Geschichte zu finden, ist groß. Nun wird auch in der deutschen Öffentlichkeit etwas diskutiert, was andernorts, etwa in Australien, Neuseeland und Kanada, bereits seit mindestens zwei Jahrzehnten auf der Tagesordnung steht. Spätestens seit den Neunzigerjahren, als Vertreter der Maori von Museen am Ort einen neuen Umgang mit ihrem kulturellen Erbe einforderten, wird dort darüber diskutiert, wie mit den Hunderttausenden von Objekten, die in den Depots lagern, umgegangen werden soll. Diese Diskussionen waren nicht immer einfach. Manches Mal wollten die ursprünglichen Besitzer die Dinge zurückhaben, um sie wieder für Zeremonien zu nutzen, in denen diese seit Jahrzehnten schmerzhaft vermisst worden waren. In Australien waren wohlmeinende Museumsprofis mit der Forderung konfrontiert, die Dinge auf keinen Fall auszustellen, weil dadurch deren Aura zerstört werde. Andere Vertreter der ursprünglichen Besitzer wollten die Objekte einfach nur anschauen, um die damit verbundenen Geschichten erzählen zu können. Diese Geschichten waren nicht selten auch für aktuelle politische Kämpfe von Bedeutung – wie der Ethnologe James Clifford aus Alaska berichtete.

Diese Debatten zeigen: So wichtig die Rückgabe der Objekte ist und so dringend eine gesetzliche Regelung gebraucht wird, so schwierig ist es, die Debatte darauf zu beschränken. Das gilt in Deutschland auch deswegen, weil es für die Mehrzahl der mehr als zwei Millionen Objekte, die in hiesigen Häusern lagern (darunter auch Stadt- und Heimatmuseen), keine Rückgabeforderungen gibt. Die Objekte werden zum Teil als wertlos erachtet, oder die ursprünglichen Eigentümer wissen nichts von ihrem Verbleib. Eine Reduktion der Debatte auf Fragen der Restitution droht die Perspektiven derjenigen einzuengen, denen Europa und Nordamerika die Objekte verdanken.

Mehr noch, es heißt auch, ungewollt das zu befördern, was manche »koloniales Vergessen« nennen. Andere, wie die Historikerin Ann Laura Stoler, nennen dieses Vergessen, wie es sich – verschieden ausgeprägt – auch in den Ex-Kolonialstaaten England, Portugal, Spanien, Niederlande und Frankreich beobachten lässt, präziser eine »koloniale Aphasie«. Gemeint ist damit, dass die gewalthafte Kolonialgeschichte mehr oder minder vergessen scheint beziehungsweise nur in wenigen Facetten überhaupt öffentlich thematisiert wird, und das, obschon sie einen wesentlichen Bestandteil des europäischen Erbes darstellt. Stattdessen werden wie im Rahmen der Brexit-Debatte imaginierte, erheblich idealisierte koloniale Vergangenheiten heraufbeschworen. Gewiss, viele deutsche Lehrpläne erwähnen die Kolonialgeschichte, aber integraler Bestandteil der deutschen Geschichte ist die Kolonialzeit nicht. Ein selbstverständlicher Teil der britischen oder französischen Geschichte ist

Rückgabe – und mehr!

Die Restitutionsdebatte über Werke aus Kolonialbesitz greift zu kurz. Sie verkennt die Chance, die diese Objekte für eine gemeinsame globale Geschichtspolitik bieten

VON REBEKKA HABERMAS UND ULRIKE LINDNER



Eine der berühmten Benin-Bronzen aus dem 18. Jahrhundert. Zurzeit noch im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg

so ebenfalls nicht geworden, vielmehr stehen in diesen Ländern Vergessen, nostalgische Erinnerungen an »imperiale Größe« und kritische Auseinandersetzung unverbunden nebeneinander.

So unabdingbar die Restitution als erster Schritt ist, und zwar als gesetzlich verbindlicher Regelfall, so wenig darf man es dabei belassen. Reduziert man nämlich koloniale Vergangenheit auf die Frage der Restitution, wird die Suggestion erzeugt, man brauche nur Schuld einzugestehen und Geraubtes zurückzugeben, und schon sei dieses Kapitel europäischer Geschichte ungeschehen gemacht. Das wäre absurd.

Statt die Debatte auf die Restitution einzuschränken, sollte man von den Aktivisten aus Neuseeland und Australien lernen und die vielleicht größte Chance, die diese Diskussion eröffnet, beim Schopfe packen: die Möglichkeit, über eine Auseinandersetzung mit diesen Objekten eine jahrhundertalte gemeinsame Geschichte zu entdecken, in der die Menschen, die diese Dinge in Afrika, Ozeanien und Asien hergestellt und genutzt haben, genauso eine Rolle spielen wie die Menschen, die sie geraubt oder gekauft, dann nach Europa verschifft und dort eventuell ausgestellt, aber in jedem Fall auf vielfältige Art und Weise gebraucht haben. So erinnern die Benin-Bronzen, die durch einen Plünderungszug der Briten nach Europa, ja sogar bis nach Nordamerika kamen, nicht nur an ein koloniales Massaker. Sie sind gleichzeitig Zeugen einer für die europäische Moderne folgenreichen Begegnung von europäischen Künstlern mit westafrikanischen Artefakten. Es waren nämlich unter anderem die Benin-Bronzen, die Maler wie Emil Nolde und Max Pechstein im Berliner und Dresdner Völkerkundemuseum entdeckten, abzeichneten und sogleich in ihre Skizzen und Gemälde integrierten, womit sie die moderne Kunst prägten. So kann man etwa im Sinne des Historikers und postkolonialen Theoretikers Dipesh Chakrabarty zeigen, dass es niemals eine ausschließlich europäische Moderne gab.

Diese Objekte können also von dem erzählen, was man mittlerweile eine verflochtene Geschichte nennt – eine Geschichte, die Europa und Afrika, Ozeanien, Asien und die Amerikas über vielfältige Netzwerke verbunden hat, seien dies Familien- oder Handelsnetzwerke. Nicht zu vergessen auch die Verbindungen, mittels derer christliche Missionare sogenannte Patenschaften für vermeintlich oder real notleidende »Heidenkinder« vermittelten, eine Praxis, die bis heute, unter anderem Namen, weiterexistiert. Zu denken ist auch an höchst problematische Forschungen etwa zur Parasitologie, die, nur weil sie in Afrika und Deutschland zusammen stattfanden und Afrikanerinnen und Afrikaner für Menschenversuche missbrauchten, zur Entwicklung neuer Medikamente führen konnten. Zu denken ist schließlich an die Entstehung von universitären Disziplinen wie der Ethnologie, die sich durch die alles andere als gewaltfreie Begegnung von Europäern mit Experten oder »intermediaries« aus Afrika, Asien, Ozeanien und den Amerikas entwickelt hat.

Kolonialgeschichte als verflochtene Geschichte zu verstehen heißt nicht, die koloniale Gewalt zu beschönigen. Das deutsche Militär verübte im Herero- und Nama-Krieg einen Genozid; in Deutsch-Ostafrika kamen während des Maji-Maji-Krieges geschätzt bis zu 300.000 Menschen um, nicht zuletzt durch eine von den Deutschen betriebene Politik der verbrannten Erde. Hunderttausende von afrikanischen Soldaten starben im Ersten Weltkrieg auf französischer Seite in den Gräben der Westfront. Im Zweiten Weltkrieg kämpften mehr als eine Million afrikanische Soldaten, vor allem für Belgien und Frankreich, in Europa, Afrika, Asien und Ozeanien. Auch das gehört zur gemeinsamen Geschichte, auch daraus erwuchs Neues. So forderten viele der afrikanischen Soldaten nach ihrer Rückkehr in die französischen Kolonien Bürgerrechte und verliehen den Unabhängigkeitsbewegungen enorme Schubkraft.

Die kolonialen Objekte eröffnen nicht nur einen neuen Blick auf die eigene koloniale Geschichte. Sichtbar wird gleichsam auch, dass die jeweiligen nationalen Kolonialgeschichten Teil einer gemeinsamen europäischen Vergangenheit sind, die viele europäische Länder wahrscheinlich weit mehr verbunden hat als

der Erste Weltkrieg, der jüngst als gemeinsames Erbe medienwirksam wiederentdeckt wurde. Die europäischen Kolonialmächte konkurrierten nämlich nicht nur um Einfluss und Macht, sie kooperierten auch miteinander, im Austausch wissenschaftlicher und philosophischer Ideen. Und sie entwickelten gemeinsame kolonialpolitische Vorstellungen. Vor allem entwickelten sie eine Vorstellung davon, was europäische Werte sind, welcher »Zivilisationsauftrag« Europa vermeintlich zukommt und welche Konzepte kolonialer Ökonomie am effektivsten die eigene Wirtschaft fördern. Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, wie stark das koloniale Erbe die Politiken der europäischen Staaten bis heute mitbestimmt, von der Wirtschaftsförderung über militärische Interventionen bis hin zur Entwicklungshilfe.

Die Debatte um koloniale Objekte als Möglichkeit zu begreifen, eine Geschichte zu entdecken, die bis heute nachwirkt, eröffnet last, but not least eine Chance zur Neugestaltung der Gegenwart, und zwar gemeinsam mit jenen Regionen, mit denen Europa seit Langem durch die koloniale Geschichte unauflösbar verbunden ist. Ja, folgt man Achille Mbembe und anderen, so könnte über die Objekte die einzigartige Möglichkeit entstehen, die Beziehungen zu vielen Ländern Afrikas und Ozeanien auf eine tragfähige, nämlich gemeinsame Basis zu stellen. Damit ginge es auch nicht mehr allein um das Bewahren der Objekte, sondern zudem darum, über diese in ein Gespräch zu kommen – wie Jeremy Silvester, Direktor der Museumsvereinigung von Namibia, unlängst mit Nachdruck forderte.

Aber Menschen mit kolonisierter Geschichte leben nicht nur an fernen, wenngleich verflochtenen Orten, sondern auch hier in Deutschland als Deutsche. Koloniale Objekte in Museen können beides repräsentieren – kolonisierende, kolonisierte und postkoloniale Erfahrungen – und dadurch zu einer neuen, produktiven Streitgeschichte anregen. Dazu müssen aber auch die Türen geöffnet werden, für Deutsche mit einem anderen historischen Erfahrungshorizont als dem, den die deutsche Geschichtskultur bisher abbildet.

Erste Schritte sind getan – in der Geschichtswissenschaft und der Ethnologie, in Universitäten und Museen. Und dennoch bleibt viel zu tun, zeigt doch die aktuelle Debatte, dass große Teile der Öffentlichkeit nicht bloß vom Ausmaß, sondern von der schieren Existenz kolonialen Raubgutes überrascht worden sind. Eine Überraschung, die sich just dem kolonialen Vergessen verdankt. Dieser Aphasie kann nur in enger Zusammenarbeit mit den Ländern, die aus den vormaligen deutschen Kolonien hervorgingen, und anderen außereuropäischen Regionen begegnet werden, aber auch in Kooperation mit jenen Ländern, in denen gerade diskutiert wird, wie man mit der eigenen Kolonialgeschichte umgehen soll. Nur so, gemeinsam, kann der gemeinsamen Geschichte nachgegangen werden, um die Vergangenheit neu zu entdecken und die Gegenwart zu verstehen und zu gestalten.

Rebekka Habermas und Ulrike Lindner sind Professorinnen für Geschichte, Lindner in Köln, Habermas in Göttingen

ANZEIGE

NEU AM KIOSK:

ZEIT Geschichte

1978/79 Die deutsche Revolution

ODER GRATIS TESTEN!

Hier testen: www.zelt.de/zg-heft

Was wir jetzt brauchen

Für Restitutions und einen neuen Umgang mit der Kolonialgeschichte: Ein Appell von Wissenschaftlern aus der ganzen Welt

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus vielen Disziplinen – unter anderem aus der Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Kunstgeschichte – verfolgen die Debatte um den Umgang mit kolonialen Objekten mit wachsender Spannung. Wir begrüßen, dass in dem jetzt erschienenen Abschlussbericht von Felwine Sarr und Bénédicte Savoy konkrete Vorschläge dazu vorliegen. Auch wir erachten die Restitutions sowie eine proaktive Restitutionsbereitschaft als unabdingbare Voraussetzung, um verweigerter Anerkennung und verweigerte Gegenseitigkeit zu überwinden. Wir unterstützen daher die Forderung nach Restitutions. Und doch: So wichtig die Frage nach Rückgabe auch ist und so sehr historisches Erinnern immer auch mit Fragen von Schuld und Gerechtigkeit, Moral und Unrecht zu tun hat, so wenig darf vergessen werden, dass die Objekte noch viel tiefer gehende Geschichten erzählen.

Daher sollte die Debatte nicht auf die Forderung nach Restitutions oder Reparationen beschränkt werden. Vielmehr sollten wir die Chance ergreifen, diese Diskussion eröffnet: die Möglichkeit, über eine Auseinandersetzung mit diesen Objekten eine

jahrhundertalte – wenn auch in vieler Hinsicht brutale und gewaltgeprägte – gemeinsame Geschichte dem kolonialen Vergessen zu entreißen und Verantwortung für diese *entangled history* in Gegenwart und Zukunft zu übernehmen. Eine Geschichte, in der die Menschen, die diese Dinge in Afrika, Ozeanien, Asien, Australien und den Amerikas hergestellt, genutzt, gehandelt, verkauft und durch koloniale Gewalt verloren haben, genauso eine Rolle spielen wie die Menschen, die sie geraubt oder gekauft, nach Europa verschifft und dort gebraucht und eventuell ausgestellt haben. Die Gewalt des kolonialen Herrschaftsverhältnisses war Teil dieser Geschichte.

Eine Debatte über koloniale Objekte, wie wir sie fordern, eröffnet Perspektiven für die Neugestaltung der Gegenwart, und zwar insbesondere mit jenen Regionen, mit denen Europa seit Langem durch die koloniale Geschichte sowie durch neokoloniale ökonomische Beziehungen unauflösbar verbunden ist. Folgt man Achille Mbembe und anderen, so könnte über die kolonialen Objekte die einzigartige Möglichkeit entstehen, auf der Grundlage eines neuen Blickes auf die gemeinsame koloniale Geschichte die Beziehungen zu den Ländern und Gesellschaften Afrikas

und Ozeanien, Asiens, Australiens und der Amerikas gemeinsam mit diesen neu zu definieren und auf eine tragfähige Basis zu stellen. Was wir jetzt brauchen, ist:

1. Eine nachhaltige Unterstützung der vielen Initiativen zur Aufarbeitung lokaler Kolonialgeschichte, die sich in mittlerweile fast allen größeren Städten beobachten lassen; sowie eine Unterstützung sowohl der Initiativen politischer Stiftungen und einzelner Museen als auch der Arbeit zahlreicher Forscherinnen und Forscher, die sich mit Kolonialgeschichte, *museum studies* sowie mit Objekt- und Provenienzforschung beschäftigen.
2. Mehr Engagement politischer Bildungsinstitutionen sowie eine Stärkung schulischer Initiativen.
3. Eine Unterstützung der vielen, insbesondere gemeinschaftlichen Forschungs- und Museumsinitiativen, die hierzulande und in den Herkunftsländern seit geraumer Zeit laufen und die besonderen Herausforderungen von Provenienzforschung, Digitalisierung, transnationaler Kooperation und Restitution/Rezirkulation von Objekten schultern müssen.
4. Eine zentrale Institution, zum Beispiel eine Stiftung, die das enorme Wissen, das bereits zusammengetragen wurde, in Berlin bündelt, Forschung,

Museumsarbeit und Politik in Deutschland und perspektivisch auch in Europa vernetzt, neue Akzente setzt, Initiativen startet und auch die Einrichtung dezentraler Lernorte unterstützt.

Dr. Bettina Brockmeyer (Erlangen), Dr. Larissa Förster (Berlin), Dr. Bernhard Gißibl (Mainz), Prof. Dr. Rebekka Habermas (Göttingen), Prof. Dr. Ulrike Lindner (Köln)

Dr. Robbie Aitken (Sheffield), Prof. Dr. Gabriele Alex (Tübingen), Dr. Caroline Authaler (Köln), Dr. Kokou Azamede (Lomé), Prof. Dr. Marianne Bechhaus-Gerst (Köln), Dr. Felix Brahm (London), Dr. Anna-Maria Brandstetter (Mainz), Anna Brus (Köln), Dr. Miriam Brusius (London), Dr. Jesse W. Bucher (Roanoke College), Prof. Dr. Hubertus Büschel (Groningen), Nicola Camilleri (Pavia), Prof. Dr. Sebastian Conrad (Berlin), Prof. Dr. Hansjörg Dilger (Berlin), Prof. Dr. Heike Drotbohm (Mainz), Prof. Dr. Andreas Eckert (Berlin), Dr. Iris Edenheiser (Berlin), Frank Edward (Daressalam), Dr. Sarah Ehlers (München), Prof. Dr. Geoff Eley (Ann Arbor), Dr. Anne Friedrichs (Mainz), Ricardo Márquez García (Köln), Prof. Dr. Stefanie Gänger (Köln), Prof. Dr. Gabriele Genge (Duisburg/Essen), Christine Gerbich (Berlin), Prof. Dr. Joël Glasman (Bayreuth), Andreas Greiner (Zürich), Prof. Dr. Bernd-Stefan Grewer (Tübingen), Dr. Tanja Hammel (Basel), Prof. Dr. Julia Hauser (Kassel), Daniela Hettstedt (Basel), Dr. Richard Hölzl (Kassel), Dr. Anette Hoffmann (Wien), Prof. Dr. Isabel Hull

(Cornell University), Nicola Jahn (Hamburg), Prof. Dr. Jens Jäger (Köln), Noelle M. K. Y. Kahanu (Hawaii), Dr. Alya Karam (Oxford/Berlin), Prof. Dr. Alexandra Karentzos (Darmstadt), Prof. Dr. Michi Knecht (Bremen), Prof. Dr. Reinhart Kößler (Berlin/Freiburg), Prof. Dr. Matthias Krings (Mainz), Dr. Anja Laukötter (Berlin), Prof. Dr. Susanne Leeb (Lüneburg), Prof. Dr. Sara Lennox (Amherst), Prof. Dr. Carola Lentz (Mainz), Dr. Dörte Lerp (Köln), Prof. Dr. Bea Lundt (Flensburg), Prof. Dr. Sharon Macdonald (Berlin), PD. Dr. Stefanie Michels (Hamburg), Dr. Esther Möller (Mainz), Dr. Dominik Nagl (Mannheim), Tristan Oestermann (Berlin), Prof. Dr. Johannes Paulmann (Mainz), Dr. Michael Pesek (Berlin), Karl Pohrt (Ann Arbor), Linda Ratschiller (Fribourg), Dr. Verena Rodatus (Berlin), Prof. Dr. Regina Römhild (Berlin), Prof. Dr. Kirsten Rüter (Wien), Dr. Musa Sadock (Daressalam), Dr. Bernhard Schär (Zürich), Gabriel Schimmeroth (Hamburg), Dr. Philipp Schorch (München), Prof. Dr. Iris Schröder (Erfurt), Dr. Felix Schürmann (Erfurt), Dr. Holger Stoecker (Berlin), Juniorprof. Katharina Stornig (Gießen), Prof. Dr. Ulrike Strasser (San Diego), Prof. Dr. Benedikt Stuchty (Marburg), Prof. Dr. Imani Tafari (Mona, Jamaika), Dr. Jonas Titinius (Berlin), Prof. Dr. Julia Tischler (Basel), Prof. Paul Turnbull (Tasmanien), apl. Prof. Dr. Melanie Ulz (Osnabrück), Prof. Dr. Margarete Vöhringer (Göttingen), Dr. Ehler Voss (Siegen), Karolin Weijen (Göttingen), Prof. Dr. Lora Wildenthal (Houston), Dr. Anna-Katharina Wöbse (Gießen), Dr. Joachim Zeller (Berlin), Prof. Dr. Aram Ziai (Kassel), Prof. Dr. Martin Zillinger (Köln)